Kapitel 4

Die Mauer im Regen

Noch 22 Tage bis ADVENT

* * *

Das Armband hieß LionPulse und war das Beste, was LionTech je am menschlichen Handgelenk befestigt hatte.

Es war schmal, mattweiß, so leicht, dass man es nach einer Stunde vergaß, und es maß alles. Puls, Herzrhythmus, Blutsauerstoff, Hauttemperatur, Hautleitwert, Bewegung, Schlafphasen, Atemfrequenz und, nach einem Update im Frühjahr, auch das, was die Entwickler „emotionale Grundtönung" nannten und was niemand außerhalb der Entwicklungsabteilung so richtig erklären konnte. Alle neunzig Sekunden schickte es die Daten an ein medizinisches Rechenzentrum, wo ein Team von Ärzten und eine KI rund um die Uhr über die Gesundheit des Trägers wachten.

Seit dem sechsundzwanzigsten November trug Joshua Leuwen eines. Tag und Nacht. Auf ärztliche Anordnung, zur „lückenlosen Vorbereitung auf ADVENT".

Er hatte es genau zwei Nächte lang ausgehalten.

In der ersten Nacht war er nicht ausgebrochen, sondern hatte wach im Bett gelegen und an die Decke gestarrt, weil er wusste, dass das Armband jeden Schritt, den er machte, jeden Herzschlag über einen Zaun, nach Rom melden würde. In der zweiten Nacht hatte er dasselbe getan und dabei gehört, wie das Diktiergerät, das er aus Gewohnheit eingeschaltet hatte, neben ihm leise atmete und um fünf Uhr ein Morgengebet murmelte, während er selbst wach daneben lag, was ihm ungefähr so absurd vorkam wie alles andere in seinem Leben.

In der dritten Nacht war der Kardinal gekommen.

Der Kardinal war ein Kater. Ein großer, rotgetigerter, übergewichtiger Streuner mit einem eingerissenen Ohr und dem Gang eines Mannes, dem das Gebäude gehört. Er war vor einem Jahr eines Nachts durch die Stahltür an der alten Laderampe geschlüpft, als Jo zurückkam, war ihm die Treppe hinauf bis in den vierten Stock gefolgt und hatte sich auf sein Bett gelegt, als hätte er dort schon immer gelegen. Seitdem kam er, wann er wollte, und ging, wann er wollte, und verschwand tagsüber irgendwo auf dem riesigen Gelände, wo er sich, dem Umfang seines Bauches nach zu urteilen, von der Kantine des Rechenzentrums ernährte. Den Namen hatte er von Pater Anselm, der ihn einmal im Flur getroffen hatte und gesagt hatte: „Roter Mantel, beleidigter Blick, glaubt, dass ihm alles gehört. Das ist eindeutig ein Kardinal."

Jo hatte den Kater in der dritten Nacht lange angesehen. Der Kardinal hatte zurückgesehen, mit halb geschlossenen Augen, wie jemand, der ahnt, dass ihm gleich etwas Unwürdiges zugemutet wird.

Das Armband passte ihm genau um den Hals. Es sah aus wie ein sehr teures Halsband.

* * *

„Einhundertachtundsiebzig", sagte Professor Kessler.

Er stand vor einem Bildschirm im medizinischen Besprechungsraum des Heritage Wing und zeigte mit einem Laserpointer auf eine Kurve, die aussah wie die Silhouette der Alpen. Kessler war Leiter der medizinischen Betreuung von Projekt ADVENT, ein hagerer Kardiologe mit einer randlosen Brille und dem Gesichtsausdruck eines Mannes, der seit drei Nächten nicht mehr gut geschlafen hat. Er hatte nicht gut geschlafen, weil er seit drei Nächten diese Kurve ansah.

„Einhundertachtundsiebzig Schläge pro Minute", wiederholte er. „Im Tiefschlaf. Ruhepuls tagsüber zweiundsechzig, völlig normal, vorbildlich sogar. Und nachts, im Schlaf, zwischen hundertfünfzig und hundertachtzig. Dazu eine Körpertemperatur von achtunddreißig Komma neun. Konstant. Das ist Fieber. Und hier …" Der rote Punkt wanderte zu einer Reihe von scharfen Zacken. „Zwischen drei und vier Uhr früh. Plötzliche explosive Bewegungen. Sprints. Sprünge. Dann minutenlanges völliges Stillhalten. Dann wieder ein Sprint. Unser Bewegungsalgorithmus hat das Muster analysiert und eine

Übereinstimmung von vierundneunzig Prozent gefunden mit …“ Er räusperte sich. „Mit Jagdverhalten.“

Im Raum war es still. Am Tisch saßen Magnus Leuwen, Tamara Voss, zwei weitere Ärzte, eine Datenanalystin und ganz am Ende Joshua Leuwen, der sehr gerade saß und sehr aufmerksam auf seine Hände sah.

„Jagdverhalten“, sagte Tamara.

„Das ist der algorithmische Begriff. Nicht meiner.“ Kessler nahm die Brille ab. „Ich will ehrlich sein. Ich verstehe diese Daten nicht. Tagsüber ist er kerngesund. Nachts zeigt er Werte, die ich bei einem Menschen noch nie gesehen habe. Sechzehn Stunden Schlaf in der Nacht auf Dienstag, laut Armband. Das kann nicht stimmen, er war um sieben beim Morgengebet. Ich halte einen Gerätefehler für möglich. Aber ich kann nicht ausschließen, dass es keiner ist.“ Er setzte die Brille wieder auf. „Ich empfehle eine stationäre Beobachtung. Zweiundsiebzig Stunden, in der Klinik, mit EKG, EEG und durchgehender Videoüberwachung.“

Jo hob nicht den Kopf. Er sah auf seine Hände. Er dachte an Tor Pignattara, an das Rolltor und das gelbe Licht, an den Jungen auf dem Sofa zwischen den Decken einer fremden Großmutter. Zweiundsiebzig Stunden mit Videoüberwachung. Und danach würde es nicht aufhören. Danach würden sie wissen, dass die Werte sich normalisiert hatten, während er in der Klinik lag, und sie würden anfangen, Fragen zu stellen.

Magnus Leuwen hatte die Hände gefaltet. Er sah besorgt aus, ehrlich besorgt, auf eine Weise, die Jo einen Stich versetzte, weil sie nicht gespielt war.

„Joshua“, sagte er leise. „Wie fühlst du dich?“

„Gut“, sagte Jo. Es war das Wahrste, was er in diesem Raum sagen konnte. „Ich fühl mich gut.“

„Hast du nachts manchmal … Träume? Unruhe? Irgendetwas?“

Jo dachte an den Kater, der in diesem Moment vermutlich auf seinem Bett lag und schlief, mit einem Armband für siebentausend Euro um den Hals. Er dachte an alles, was er in den letzten Wochen nachts gemacht hatte. Er dachte, dass er diesen Mann, der ihn so besorgt ansah, gleich anlügen würde. Oder nicht anlügen, aber ihm auch nicht die Wahrheit sagen. Er hatte in den letzten Wochen gelernt, dass es dazwischen einen sehr breiten Streifen gab, auf dem man lange gehen konnte, ohne zu fallen, und dass man dabei trotzdem jeden Schritt spürte.

„Ich schlafe nicht immer gut“, sagte er. „Manchmal bin ich nachts … unterwegs. In Gedanken.“

Leuwen nickte langsam, als hätte er genau das befürchtet und zugleich gehofft.

„Stationäre Beobachtung“, sagte er. „Ich glaube, Professor Kessler hat recht. Wir sollten …“

„Nein“, sagte Tamara Voss.

Alle drehten sich zu ihr um. Sie hatte ihr Tablet auf den Tisch gelegt, was sie selten tat, und die Hände darauf gefaltet, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck, mit dem sie vor vierundzwanzig Jahren das Notausgangsschild aus einem Bild entfernt hatte.

„Zweiundzwanzig Tage“, sagte sie. „Es sind noch zweiundzwanzig Tage bis ADVENT. Wir haben dreihundertvierzig Medienpartner in hundertzwölf Ländern. Wir haben das Dach der Aula umgebaut. Wir haben sechs Schafe unter Vertrag, zwei davon als Zweitbesetzung. Und Sie wollen ihn jetzt in eine Klinik legen? Mit EEG? Wissen Sie, wie viele Menschen in einer Klinik arbeiten? Wissen Sie, wie viele davon ein Handy haben?“ Sie sah Kessler an, und Kessler sah auf seine Unterlagen. „Wenn in den nächsten drei Wochen irgendwo die Worte *Herzrhythmusstörung* und *Joshua* im selben Satz auftauchen, dann haben wir kein ADVENT. Dann haben wir eine Krankengeschichte. Ein Erlöser mit Herzrhythmusstörung ist nicht vermittelbar.“

„Frau Voss“, sagte Kessler. „Bei allem Respekt. Wir reden hier von seiner Gesundheit.“

„Nein. Wir reden von Daten.“ Tamara tippte auf ihr Tablet, und auf dem großen Bildschirm verschwand die Alpenkurve. „Sie haben selbst gesagt, Sie verstehen die Daten nicht. Sie halten einen Gerätefehler für möglich. Er sagt, er fühlt sich gut. Er sieht gut aus. Er hat heute Morgen beim Stimmtraining ein hohes C gehalten, das unser Coach als historisch bezeichnet hat. Das Problem ist nicht er. Das Problem ist, wie wir die Werte einordnen.“

Sie wandte sich an die Datenanalystin, eine junge Frau, die bisher kein Wort gesagt hatte und jetzt aussah, als würde sie es bereuen, dass sie heute zur Arbeit gekommen war.

„Wir brauchen eine neue Kategorie“, sagte Tamara. „Für nächtliche Erregungsphasen ohne erkennbare pathologische Ursache. Bei einem Menschen wie ihm. Mit seiner … Herkunft.“ Sie überlegte einen Moment. „Spirituelle Er-

regungsphase. SEP. Bitte kalibrieren Sie den Algorithmus so, dass Werte in diesem Muster zwischen Mitternacht und fünf Uhr künftig als SEP klassifiziert werden. Nicht als Tachykardie. Nicht als Fieber. Als SEP."

„Und die Bewegungsmuster?", fragte die Analystin leise. „Das Jagdverhalten?"

„Ekstatische Bewegung." Tamara nahm ihr Tablet wieder auf. „Das ist ein anerkanntes Phänomen. Die Mystiker hatten das auch. Teresa von Ávila, Franz von Assisi, alle. Das steht in jedem Buch."

Professor Kessler öffnete den Mund. Dann sah er Magnus Leuwen an. Leuwen hatte die ganze Zeit geschwiegen. Jetzt blickte er über den Tisch zu Jo, und in seinen Augen stand etwas, das Jo nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Nicht Sorge. Ehrfurcht.

„Er betet nachts", sagte Magnus Leuwen leise. „Mit Puls hundertachtzig."

Niemand beugte sich vor. Aber alle hatten es gehört.

Die Kategorie SEP wurde am selben Nachmittag im System angelegt. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich bei den nächtlichen Werten um spirituelle Erregungsphasen handelte, wurde auf vierundneunzig Komma zwei Prozent festgelegt. Festgelegt, nicht berechnet. Professor Kessler verfasste eine Aktennotiz, in der er seine Bedenken festhielt, und legte sie in einen Ordner, den niemand öffnete.

Auf dem Weg aus dem Besprechungsraum ging Jo an ihm vorbei. Kessler sah ihn an, lange, über den Rand seiner Brille, mit dem Blick eines Arztes, der weiß, dass mit einem Patienten etwas nicht stimmt, und nicht darf, dass es stimmt.

Jo hielt dem Blick nicht stand. Er sah weg. Das hatte er noch nie getan.

* * *

Der neue Sicherheitschef hieß Dario Fenn und war am ersten Dezember angetreten.

LionTech hatte ihn eigens für ADVENT geholt. Er war dreiundvierzig, hatte zwölf Jahre bei einer Spezialeinheit der Carabinieri gedient und danach sechs Jahre für eine private Sicherheitsfirma gearbeitet, deren Kunden Namen hatten, die man nicht laut aussprach. Er war nicht groß, nicht breit, nicht auffällig. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, der nie Falten warf, und bewegte sich so

leise, dass man ihn meistens erst bemerkte, wenn er schon eine Weile im Raum stand. Er lächelte selten, und wenn, dann nur mit dem Mund.

Am dritten Dezember um sieben Uhr früh stand er in der Tür der kleinen Kapelle im Wohnflügel, in der die Morgengebete für das Archiv aufgezeichnet wurden, und sah zu.

Jo kniete vor dem schlichten Altar. Er hatte nach der Nacht auf der Baustelle, in der Rocco und er an einem neuen Stück gearbeitet hatten, nur fünfzig Minuten geschlafen. Er betete. Er betete wirklich, das war das Seltsame. Er hatte es nie nur gespielt, auch nicht vor den Kameras, und an diesem Morgen betete er besonders ernst, weil er nicht wusste, wie lange er das alles noch durchhalten würde.

Danach kam die Maskenbildnerin. Sie hieß Grazia, war Ende fünfzig und hatte Hände, die nach Mandelöl rochen. Sie puderte ihm die Stirn, strich ihm das Haar zurück, tupfte etwas unter die Augen, wo die Schatten waren. Dann nahm sie seine rechte Hand, um die Nägel zu prüfen, und hielt einen Moment inne.

Unter dem Nagel des Zeigefingers war etwas Graues. Ein feiner Rand. Und am Ärmelbund des weißen Hemds, das er für die Aufnahme trug, ein blasser grauer Schleier, kaum zu sehen.

Grazia sah auf seinen Finger. Dann sah sie ihn an. Jo hielt den Atem an.

Sie sagte nichts. Sie nahm ein feuchtes Tuch und wischte den Rand unter dem Nagel weg, schnell und gründlich, wie man einem Kind das Gesicht abwischt, bevor die Großmutter kommt. Dann klopfte sie mit zwei Fingern den Ärmel aus. Der graue Schleier verschwand fast.

„Das ist Zement", sagte Dario Fenn aus der Tür.

Grazia zuckte zusammen. Jo drehte sich um.

Fenn kam langsam näher, die Hände in den Hosentaschen. Er blieb vor dem Schminkstuhl stehen und betrachtete den Ärmel, auf dem noch ein Hauch von Grau zu sehen war, im Licht der kleinen Kapellenfenster.

„Portlandzement", sagte er. „Vermischt mit Kalk. Mauermörtel. Ich hab mal ein halbes Jahr auf Baustellen observiert, als wir einen Clan in Kalabrien überwacht haben, der Beton mit Geld gemischt hat." Er sah Jo an, und sein Mund lächelte. „Wo haben Sie Mörtel angefasst, Herr Leuwen?"

Jo sagte das Erste, das ihm einfiel, und das Erste, das ihm einfiel, war nicht gelogen.

„Wir waren auf der Baustelle der Kinderklinik. Dr. Leuwen und ich. Der Leuwen-Pavillon."

„Das war vor vier Wochen. Laut Fahrtenbuch." Fenn nickte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. „Und der Staub ist frisch. Mörtel, der vier Wochen alt ist, sieht anders aus. Der bröselt. Der hier ist fein." Er ließ den Satz eine Weile stehen. Dann fügte er hinzu, beiläufig, als rede er über das Wetter: „Vielleicht hat die Wäscherei nicht richtig gewaschen."

„Vielleicht", sagte Jo.

Fenn sah ihn noch einen Moment an. Dann drehte er sich zu Grazia, die sehr konzentriert ihre Pinsel sortierte.

„Sie waschen die Hemden nicht, oder?"

„Nein, Signore", sagte Grazia. „Ich mache nur die Gesichter."

„Natürlich." Fenn ging zur Tür. Dort blieb er stehen. „Übrigens. Kamera drei an der alten Laderampe. Die hatte in den letzten sechs Wochen einundzwanzig Aussetzer. Immer nachts, immer zwischen eins und sechs. Der Nachtschichtleiter meldet sie sehr gewissenhaft. Jedes Mal." Er drehte sich halb um. „Fast zu gewissenhaft. Finden Sie nicht?"

Er wartete nicht auf eine Antwort. Er ging.

Grazia legte ihre Pinsel hin. Ihre Hände zitterten ein wenig. Sie sah Jo nicht an, als sie sagte: „Mein Sohn ist Maurer. In Ostia." Sie klappte ihren Koffer zu. „Ich weiß, wie Zement aussieht, Joshua. Ich hab dreißig Jahre lang seine Hemden gewaschen."

Dann ging sie auch.

Jo saß allein in der kleinen Kapelle, vor dem schlichten Altar, und merkte, dass sein Herz schlug. Schnell. Hart. Er sah auf sein Handgelenk. Da war nichts. Das Armband lag oben in seinem Zimmer, um den Hals eines Katers.

Er dachte an Emeka. An den Satz *fast zu gewissenhaft*. Er dachte daran, dass Fenn nicht ihn meinte. Oder nicht nur. Dass Fenn einen Namen suchte, und dass der einfachste Name der eines Mannes war, der seit elf Jahren nachts in einem Wachhäuschen saß und die Fußballergebnisse las, während ein Junge durch einen Zaun kletterte.

Das war die Angst, die er am meisten fürchtete. Nicht, dass er erwischt würde. Sondern dass andere für ihn zahlen würden.

* * *

Die Band probte inzwischen zweimal pro Woche. Dienstags und freitags.

Das lag vor allem an Gianni, der seit zwei Wochen auf dem Sofa in der Garage schlief und tagsüber, wenn er nicht an der Via del Corso für Touristen spielte, die Garage aufräumte, Roccos Eimer stimmte und mit Lucia verhandelte, ob er beim Abwasch helfen durfte, was sie ablehnte, und ob er dafür wenigstens Chiara bei den Hausaufgaben helfen durfte, was sie nach drei Tagen zuließ. Chiara war sechs und fand ihn großartig. Matteo war neun und fand ihn uncool, weil Gianni nichts über Fußball wusste, und brachte ihm deshalb jeden Abend nach dem Essen die Tabelle der Serie A bei, mit dem Ernst eines Universitätsprofessors.

Rocco hatte ein zehntes Instrument. Eine echte Snare. Sie war alt, zerbeult und hatte ein Fell, das an einer Stelle mit Klebeband geflickt war. Er hatte sie auf dem Flohmarkt an der Porta Portese für fünfzehn Euro gekauft und stand seitdem, wie Lucia fand, zu Hause eine Spur aufrechter.

Die Freitagsprobe am dritten Dezember dauerte bis kurz nach eins. Sie arbeiteten an Giannis Lied, das inzwischen einen Namen hatte. Gianni hatte es *Gleis 24* genannt. Rocco trug einen Rhythmus bei, der wie ein Zug klang, der sich langsam in Bewegung setzt, und Jo eine Gitarrenlinie, die wie der Blick aus dem Fenster dieses Zugs war. Als sie das Stück zum dritten Mal ohne Fehler durchspielten, saß Lucia auf dem Sofa und hatte Chiara auf dem Schoß, die längst hätte schlafen sollen und stattdessen mit offenem Mund zuhörte.

Danach, als Jo die Gitarre einpackte, sagte Gianni: „Wir brauchen noch jemanden."

„Wen?", fragte Rocco.

„Keine Ahnung. Aber es fehlt was. Unten. Zwischen den Eimern und Jos Gitarre." Gianni hob die Schultern. „Da ist ein Loch. So groß wie eine Tür."

Jo sagte nichts. Er hatte das Loch auch gehört. Er hatte es seit Tagen gehört und nicht darüber gesprochen, weil er wusste, was es bedeutete. Noch ein Mensch. Noch ein Leben, das an seiner Lüge hing.

Er fuhr los, um zehn nach eins, in den Regen.

* * *

Es regnete seit dem Nachmittag, ein kalter, schwerer Dezemberregen, der in Rom selten ist und dann umso entschlossener fällt, als müsse er etwas nachholen. Jo war nach fünf Minuten nass bis auf die Haut. An der Porta Maggiore stand die Polizei und kontrollierte Autos, und Jo bog ab, um nicht an ihnen vorbeizumüssen, und dann noch einmal, und dann war er irgendwo in Testaccio, in einer Gegend, die er nicht kannte, zwischen alten Lagerhallen und kleinen Bars, die alle schon geschlossen hatten.

In einer schmalen Gasse hinter einer dieser Bars stand ein Mann an einer Wand und spielte Gitarre.

Jo hätte ihn fast übersehen. Es war dunkel, der Regen fiel in Bindfäden, und es war nichts zu hören. Der Mann spielte eine E-Gitarre, aber das Kabel, das an ihr hing, führte nirgendwohin. Es lag im Rinnstein, im fließenden Wasser, und endete in einem losen Stecker. Die Gitarre war ausgestöpselt. Der Mann spielte trotzdem. Er stand mit dem Rücken an einer Mauer aus alten, dunkelroten Ziegeln, die im Licht einer einzelnen Laterne glänzten, als würden sie bluten, und spielte, und seine Finger bewegten sich über das Griffbrett, und außer dem Regen war nichts zu hören.

Jo hielt an. Er stieg ab und schob das Fahrrad langsam näher.

Der Mann war vielleicht fünfzig. Lange graue Haare, die ihm nass auf den Schultern klebten. Eine alte Lederjacke, die an den Ellbogen aufgerissen war und einmal teuer gewesen sein musste. Ein Gesicht, das zu viele Nächte gesehen hatte und nicht genug Morgen. Neben ihm auf dem Boden stand ein offener Gitarrenkoffer, in dem Regenwasser stand. Keine Münzen.

Über ihm, an der Hintertür der Bar, hing ein Schild: *Bar Il Mattone. Live Music.* Darunter, mit Tesafilm an die Tür geklebt, ein Zettel. *Heute geschlossen.*

Der Mann bemerkte Jo nicht. Oder er bemerkte ihn und es war ihm egal. Er spielte weiter, lautlos, mit geschlossenen Augen, und bewegte die Lippen, als würde er singen, ohne einen Ton herauszubringen.

„Warum spielst du ausgestöpselt?“, fragte Jo.

Der Mann öffnete die Augen. Er sah Jo an, einen jungen Kerl mit Kapuze, klatschnass, mit einem Damenrad und einer Gitarre auf dem Rücken. Dann lachte er. Es war kein gutes Lachen.

„Weil sie mich rausgeworfen haben“, sagte er. Er hatte einen Akzent, den Jo nicht gleich einordnen konnte. Hart in den Konsonanten, weich in den Vokalen. „Drinnen. Vor zwei Stunden. Ich hab drei Stunden gespielt, für die Leute an der Bar, für das Trinkgeld. Dann hat der Besitzer gesagt, ich trinke mehr, als ich einspiele, und hat den Stecker gezogen.“ Er hob das Kabelende aus dem Rinnstein und ließ es wieder fallen. „Hat mich einfach ausgestöpselt. Wie eine Kaffeemaschine. Mitten im Solo.“

„Und du spielst trotzdem weiter.“

„Was soll ich sonst machen?“ Der Mann zuckte die Schultern. „Nach Hause gehen?“ Er lachte wieder. „Mein Zuhause ist ein Fiat Punto, der älter ist als mein Sohn. Da steht er.“ Er deutete mit dem Kinn in die Dunkelheit am Ende der Gasse. „Der Beifahrersitz lässt sich nicht mehr zurückstellen. Ich schlaf im Sitzen. Wie im Flugzeug. Nur ohne Ziel.“

Jo stellte das Fahrrad an die Mauer. Er kam näher. Der Regen lief ihm über das Gesicht.

„Wie heißt du?“

„Marek.“ Der Mann sah ihn misstrauisch an. „Und du bist?“

„Jo.“

„Jo.“ Marek musterte ihn. „Und was willst du, Jo? Geld hab ich keins. Das hat der Mattone-Besitzer. Wenn du einen Rat willst, geh nach Hause, bevor du so wirst wie ich.“

„Wo kommst du her?“

„Krakau.“ Marek sah an ihm vorbei, in den Regen. „Vor sechsundzwanzig Jahren. Mit einer Band. Wir hießen *Stary Most*, Alte Brücke. Blues-Rock. Wir hatten einen Auftritt auf einem Festival in Rom, und am zweiten Abend hab ich Giulia kennengelernt. Die anderen sind zurückgefahren. Ich bin geblieben.“ Er zuckte die Schultern. „Zwanzig Jahre Ehe. Zwei Kinder. Ich war Tontechniker. In den besten Clubs der Stadt. Dann hab ich angefangen zu trinken. Dann hab ich meinen Job verloren. Dann hab ich eine Bar aufgemacht, weil ich dachte, das ist es, was ich kann. Die Bar ist pleitegegangen, und die Schulden sind geblieben. Dann ist Giulia gegangen. Mit den Kindern. Und mit dem Haus.“ Er strich mit dem Daumen über die Saiten, und nichts war zu hören. „Und jetzt steh ich hier. Das ist die ganze Geschichte. Ist nicht mal eine gute.“

Er drehte sich zur Mauer und betrachtete die roten Ziegel, auf denen das Laternenlicht glänzte.

„*Czerwony jak cegła*“, murmelte er.

„Was heißt das?“

„Rot wie Ziegel. Ein Lied von zu Hause. Von einer Band, die wir alle geliebt haben, als wir jung waren.“ Er lächelte schief. „Jedes Mal, wenn ich es gehört hab, hab ich an so eine Mauer gedacht. Ich hab nie gedacht, dass ich mal selber an einer steh.“

* * *

Jo streckte die Hand aus.

„Darf ich?“

Marek sah auf die Hand. Dann auf die Gitarre. Es war eine alte Telecaster-Kopie, abgegriffen, mit einem Riss im Lack über dem Tonabnehmer, und es war offensichtlich, dass sie das Einzige war, was er noch besaß, das ihm etwas bedeutete. Er zögerte lange. Dann nahm er den Gurt über den Kopf und reichte sie ihm, ohne ein Wort, so vorsichtig, als würde er ein Kind übergeben.

Jo hängte sich die Gitarre um. Das Kabel baumelte nutzlos im Rinnstein. Er stellte sich an die Mauer, neben Marek, den Rücken an die nassen Ziegel. Er schloss die Augen.

Und spielte.

Was dann geschah, konnte Marek Zieliński später nie erklären. Er erzählte es vielen Leuten, manchen nüchtern, manchen nicht, und jedes Mal klang es anders, und jedes Mal endete er mit demselben Satz: „Ich war Tontechniker. Zwanzig Jahre. Ich weiß, wie eine ausgestöpselte Gitarre klingt. So klingt sie nicht.“

Denn die Gitarre klang.

Sie klang nicht wie eine ausgestöpselte E-Gitarre, dünn und blechern, kaum lauter als der Regen. Sie klang voll. Warm. Satt. Sie klang, als stünde irgendwo in der Gasse ein Verstärker, den niemand sah, und als sei dieser Verstärker alt und gut und sorgfältig eingestellt. Die Töne prallten von den Ziegeln ab und kamen zurück und füllten die schmale Gasse bis zum Rand, und der Regen, der auf die Pflastersteine fiel, schien plötzlich im Takt zu fallen.

Jo spielte nicht das Riff aus seinem Kopf. Er spielte einen Blues, langsam, schwer, wie jemand, der nach einem langen Tag die Treppe hochgeht und bei jeder Stufe stehen bleibt. Und in der Mitte, an einer Stelle, an der ein Blues normalerweise wieder abwärts geht, ging er aufwärts. Nur ein paar Töne. Nur

ein Stück. So, dass man hören konnte, dass am Ende der Treppe eine Tür war und hinter der Tür Licht.

Vielleicht war es die Mauer, dachte Marek. Backstein wirft Klang zurück, das weiß jeder Tontechniker. Vielleicht war es die Gasse, die schmal war wie ein Flur. Vielleicht war es der Regen. Vielleicht hatte er mehr getrunken, als er glaubte.

Er glaubte nichts davon.

Als Jo aufhörte, stand Marek da und weinte. Er weinte, ohne sich zu schämen, weil es regnete und man im Regen nicht sehen konnte, was Tränen waren und was nicht, und weil er seit drei Jahren niemanden mehr gehabt hatte, vor dem er sich hätte schämen können.

„Das geht nicht", sagte er schließlich. Seine Stimme war rau. „Das geht nicht. Die ist ausgestöpselt."

Jo nahm die Gitarre ab und gab sie ihm zurück.

„Sie war nicht leise", sagte er. „Sie hat die ganze Zeit gespielt. Man hat ihr nur nicht zugehört."

Marek hielt die Gitarre in den Armen. Er sah sie an, als hätte er sie zum ersten Mal gesehen.

* * *

Sie saßen danach eine Stunde in dem alten Fiat Punto, Marek auf dem Fahrersitz, Jo auf dem Beifahrersitz, der sich nicht zurückstellen ließ, und die Scheiben beschlugen, und der Regen trommelte auf das Dach. Marek hatte eine Thermoskanne mit Tee, der längst kalt war, und teilte ihn mit Jo, in einem Plastikbecher, abwechselnd.

„Sonntags", sagte Marek irgendwann, „ruf ich meinen Sohn an. Kuba. Er ist siebzehn. Ich ruf ihn jeden Sonntag um sieben an. Seit drei Jahren."

„Und?"

„Er geht nie ran." Marek sah auf die beschlagene Scheibe. „Ich weiß nicht, ob er das Handy wegdrückt oder ob er es einfach klingeln lässt. Ich will's nicht wissen. Am Anfang hab ich ihm was auf die Mailbox gesprochen. Entschuldigungen. Erklärungen. Versprechen. Irgendwann hab ich gemerkt, dass ich ihm dieselben Sätze sage, die ich seiner Mutter gesagt habe, als ich noch getrunken habe. Dieselben Sätze. Da hab ich aufgehört zu reden."

„Und jetzt?"

Marek lachte leise. „Jetzt spiel ich ihm was vor. Jeden Sonntag. Ich halt das Handy an die Gitarre und spiel ein Riff. Dreißig Sekunden. Keine Worte. Dann leg ich auf." Er zuckte die Schultern. „Er hat früher Gitarre gelernt, als er klein war. Bei mir. Ich weiß nicht, ob er sich das anhört. Wahrscheinlich löscht er's. Aber wenigstens lüg ich ihn nicht an. Ein Riff kann nicht lügen."

Jo sagte eine Weile nichts. Dann sagte er: „Ich hab da so eine Band."

Marek drehte langsam den Kopf.

„Ein Maurer, der auf Eimern trommelt", sagte Jo. „Ein Junge, der Mundharmonika spielt und auf einem Sofa in einer Garage schläft. Und ich. Wir proben in Tor Pignattara, zwischen einem Hühnerstall und einer Autowerkstatt. Uns fehlt was. Unten. Zwischen den Eimern und meiner Gitarre. Der Junge sagt, da ist ein Loch so groß wie eine Tür."

„Und du willst, dass ich …" Marek schüttelte den Kopf. „Junge. Ich bin neunundvierzig. Ich bin pleite. Geschieden. Ich schlaf im Sitzen in einem Fiat. Ich hab Schulden bei Leuten, bei denen man keine Schulden haben sollte. Und ich trink. Nicht immer. Aber oft genug." Er sah Jo direkt an. „Was willst du mit mir?"

Jo sah zurück. „Rhythmusgitarre", sagte er.

Marek starrte ihn an. Dann fing er an zu lachen, und diesmal war es ein anderes Lachen als vorhin an der Mauer. Es kam von weiter unten.

„Rhythmusgitarre", wiederholte er. „Er sagt Rhythmusgitarre."

„Komm mit", sagte Jo. „Wir machen was zusammen."

Marek Zieliński saß lange still da, auf dem Fahrersitz seines alten Fiat Punto, die Hände auf dem Lenkrad, obwohl der Motor nicht lief. Draußen hatte der Regen etwas nachgelassen. Die Laterne warf ihr Licht durch die beschlagene Scheibe, und man sah darauf die Spuren, die Jos Finger hinterlassen hatten, als er vorhin die Scheibe freigewischt hatte, um die Mauer zu sehen.

„Dienstag?", fragte Marek schließlich.

„Dienstag."

„Ich bring meinen Tee mit", sagte Marek. „Und ich komm nüchtern. Nicht wegen dir. Wegen der Gitarre. Die hat was Besseres verdient."

* * *

Jo fuhr durch das nasse Rom zurück, und zum ersten Mal, seit er nachts über den Zaun kletterte, fühlte er sich nicht leicht dabei.

Vier. Jetzt waren sie vier. Rocco mit seiner Hypothek und seinen zwei Kindern und einer Frau, die für ihn log, wenn Frau Esposito von gegenüber fragte. Gianni, siebzehn, minderjährig, auf einem Sofa, dem Jo mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Marek, neunundvierzig, mit einem Sohn, der nicht ans Telefon ging, und Schulden bei Leuten, bei denen man keine haben sollte. Und über allem Emeka, der Nacht für Nacht Aussetzer meldete, und ein Mann in einem grauen Anzug, der gerade angefangen hatte, sie zu zählen.

Er hatte niemanden davon gerettet. Das wusste er. Er hatte sie nur eingesammelt. Weil er es nicht fertigbrachte, einen Mann im Regen an einer Mauer stehen zu lassen, oder einen Jungen in einer Unterführung, oder einen Maurer hinter einem Container. Er konnte einfach nicht Nein sagen. Nicht zu ihnen. Nur zu sich selbst.

Und jeden Tag, an dem er zu ihnen Ja sagte, wurde die Lüge größer. Weil jeder von ihnen einem Mann namens Jo vertraute, den es nur nachts gab.

Irgendwann, das wusste er, würde jemand fragen, wer dieser Jo war. Irgendwann würde die Antwort in den Nachrichten stehen. Und dann würde nicht er den Preis zahlen. Er würde immer einen Konzern haben, der ihn beschützte, der ihn brauchte, der ihn in eine goldene Krippe legen würde, egal was passierte. Zahlen würden die anderen. Der Maurer. Der Junge. Der Mann im Fiat. Der Wachmann im Häuschen.

Er trat in die Pedale. Der Regen lief ihm in den Kragen. Er sah auf das alte Klapphandy.

Fünf Uhr zweiundfünfzig.

Er war noch nie so spät gewesen.

* * *

Um sechs Uhr achtunddreißig zwängte sich Jo durch den Zaun an der alten Laderampe.

Das Wachhäuschen war besetzt. Emeka Obi saß darin, obwohl seine Schicht seit achtunddreißig Minuten vorbei war, und trank Kaffee aus seiner Thermoskanne, als hätte er alle Zeit der Welt. Er sah nicht auf, als Jo vorbeihastete.

„Kamera drei", sagte er leise zu seinem Kaffee. „Aussetzer. Seit vier Uhr zweiundfünfzig." Er trank einen Schluck. „Beeil dich. Die Frühschicht kommt um sieben."

„Emeka …"

„Geh."

Jo ging. Er rannte durch den ehemaligen Stall, am lächelnden Pappaufsteller vorbei, unter dem grünen Männchen durch, die Treppe hoch, vier Stockwerke, den Flur mit dem dicken Teppich entlang. Er riss die Tür zu seinem Zimmer auf.

Auf seinem Bett lag, zusammengerollt auf den Kissen, die ein Mensch sein sollten, der Kardinal. Um den Hals das mattweiße Armband. Er öffnete ein Auge, betrachtete den tropfnassen Jo mit tiefer Verachtung und schloss das Auge wieder.

Jo nahm ihm vorsichtig das Armband ab und legte es sich ums Handgelenk. Es war warm vom Kater. Er zog die nassen Sachen aus, stopfte sie hinten in den Schrank, sprang unter die Dusche, stand wieder davor, zog das weiße Hemd für die Kapelle an. Sieben Uhr zwölf. Er rannte den Flur zurück.

Um sieben Uhr fünfzehn kniete Joshua Leuwen vor dem schlichten Altar in der Kapelle des Wohnflügels, das Haar noch feucht, und betete, und die Archivkamera zeichnete auf, und die Maskenbildnerin Grazia puderte ihm später die Stirn und sagte kein einziges Wort.

* * *

Zur selben Zeit saß Dario Fenn im Sicherheitszentrum des Campus, einem fensterlosen Raum im Untergeschoss des Towers, vor einer Wand aus sechsundneunzig Bildschirmen, und trank einen doppelten Espresso ohne Zucker.

Vor ihm lag das Protokoll der Nacht. Er las es zum dritten Mal.

Kamera 3, Laderampe Süd. Aussetzer 04:52 bis 06:38. Gemeldet durch Nachtschichtleiter E. Obi.

Eine Stunde und sechsundvierzig Minuten. Der längste Aussetzer seit Beginn der Aufzeichnungen.

Daneben lag ein zweiter Ausdruck. Die Zeiterfassung der Nachtschicht. Fenn fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang.

E. Obi. Schichtende laut Plan: 06:00. Ausgestempelt: 06:41.

Einundvierzig Minuten Überstunden. Nicht angemeldet. Nicht abgerechnet. Einfach so.

Dario Fenn trank seinen Espresso aus. Dann nahm er einen Kugelschreiber, zog das kleine schwarze Notizbuch aus der Innentasche seines Anzugs, das er

seit seinen Jahren bei den Carabinieri immer bei sich trug, und schrieb auf eine leere Seite einen einzigen Namen.

Obi.

Er sah ihn eine Weile an. Dann unterstrich er ihn. Zweimal.

* * *